

... Michael Thali, Professor für Rechtsmedizin an der Universität Zürich

«Mein Fach ist die Schwester der Kriminaltechnik»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi[at]gmx.ch

Das Zürcher Institut für Rechtsmedizin liegt am Rande des Universitätskomplexes Irchel, am Rande auch eines wunderschönen Parks mit kleinen Seen, spielenden Kindern, spazierenden Müttern und Studenten, die sich im Schatten eines Baumes ausruhen. Fussgänger betreten das Gebäude im ersten Stock. Unten, ebenerdig, werden jene angeliefert, die mit den Füßen voran kommen. Für den Laien sind es Leichen, der Fachmann spricht – keineswegs abschätzend, aber durchaus pragmatisch – von «Körpern» oder «Untersuchungsgut». So gesehen liegt eben nicht nur dieses Gebäude, sondern auch das Fachgebiet, das es beheimatet, irgendwie am Rand.

Am Abgrund

«Es ist ein Extremgebiet», sagt der Chef, «oft stehen wir am Abgrund.» Er meint damit die Abgründe dieser Gesellschaft. Morgens um 8 Uhr bereits sind er und seine Mitarbeitenden am ersten Rapport mit allen möglichen Brutalitäten und Scheusslichkeiten konfrontiert, mit den Folgen von schlimmen Zufällen, von oft unbegreiflicher Unvorsichtigkeit, Dummheit oder Gewalt – mit Toten, die man als Normalsterblicher nicht sehen möchte. 474 Obduktionen wurden hier 2011 durchgeführt, «30% davon haben sich letztlich als strafrechtlich irrelevant herausgestellt, sind also eines natürlichen Todes gestorben, bei 30% handelte es sich um Suizide oder assistierte



Suizide, weitere 30% waren Opfer von Strassenverkehrs- oder Arbeitsunfällen, und bei den verbleibenden 10 Prozent ging es um Gewaltdelikte, Behandlungsfehler oder unklare Ursachen.» Interessant: Zu den Aufgaben dieses Instituts gehört es auch, Fehler von anderen Medizinerinnen zu untersuchen. «Ja, das sind besonders heikle Fälle», sagt Thali dazu, «aber wir sind der Objektivität verpflichtet. Und wenn ich jemanden näher kenne, trete ich in den Ausstand.»

Übrigens: Wer hier arbeitet, hat es nicht nur mit Toten zu tun. «Die Klinische Rechtsmedizin, also die Untersuchung von Lebenden, wird bei uns immer wichtiger», erklärt Michael Thali fast entschuldigend. Bloss: Auch wer hier als Klient noch lebend reinkommt, ist kein «normaler» Patient, sondern er kommt in einem strafrechtlichen Kontext. Wegen eines Delikts, mit Schuss-, Stich- oder Schlagverletzungen, nach einer Schlägerei, einer Misshandlung, einer Vergewaltigung. «Kindsmisshandlungen gehen mir besonders nahe», kommentiert einer, der gelernt hat, seine Gefühle in den Hintergrund zu stellen.

Ein Leichenfach

Wer davon ausgeht, dass ein Mediziner vor allem heilen will, mit Patienten kommunizieren und diesen zu mehr Lebensqualität verhelfen will, der fragt sich hier, in dieser anderen, dieser abgeschiedenen Welt, wo es nach Tod riecht oder sogar nach Fäulnis stinkt, wo Unheil und Tragödien zuhauf in der Luft liegen: Wie kommt ein Mediziner dazu, dies tagtäglich zu wollen? Was treibt ihn an?

Michael Thali antwortet zuerst einmal mit Gegenfragen: «Welches sind die meistverkauften Bücher? Eben: Kriminalromane. Und warum sind die rechtsmedizinischen Vorlesungen an den Universitäten immer so gut besucht? Eben. Es ist nicht die Freude am Tod, nein, sondern die Faszination einer ausserordentlichen Situation. Es ist das Knifflige und Kombinatorische, das Anwendungsorientierte, das reizt. Die Frage: Was ist passiert? Die Spurensuche – der Antrieb, einen Fall lösen zu wollen.» Und die Aussicht auf Erfolg. So habe ihm einer seiner Mentoren einmal gesagt: «Wenn du's gut machst, kommst du fast immer zu einem Resultat, und das ist in der Medizin nicht selbstverständlich.» Thali spricht immer wieder vom «forensischen feu sacré».

Nur, und das kennen wir alle aus den Fernseh-Krimis: Dieser Doc kommt immer zu spät. «Ja», bestätigt Thali, «wir Rechtsmediziner erscheinen immer erst nach der eigentlichen Vorstellung. Und wir müssen dann sagen, welches Stück gespielt wurde.»

Die Rechtsmedizin wurde früher Gerichtsmedizin genannt. «Wir bewegen uns im Spannungsfeld zwischen Medizin und Recht», erklärt Michael Thali, «wir übersetzen den Gerichten naturwissenschaftliche Erkenntnisse und wir arbeiten sehr eng mit den Spezialediensten der Polizei zusammen. Mein Fach ist die Schwester der Kriminaltechnik.»

Zusammen mit der Anatomie und der Pathologie gehörte die Rechtsmedizin einst ausschliesslich zu



Michael Thali

Prof. Dr. med. Michael Thali wurde 1967 in Hitzkirch (LU) geboren. Er besuchte das Gymnasium in Beromünster und machte dann sein Medizinstudium an der Universität Bern.

Dieses schloss er 1995 mit dem Staatsexamen ab. Bis 1998 arbeitete er in Bern am Institut für Rechtsmedizin. 1999/2000 war er als Radiologe am Berner Inselspital tätig. Bis 2002 sammelte er dann weitere Berufserfahrungen im In- und Ausland, so in Österreich und in den USA. Nach der Habilitation (2003) absolvierte er berufsbegleitend ein MBA-Studium an der HSG in St. Gallen. 2006 bis 2011 leitete Michael Thali das Institut für Rechtsmedizin der Universität Bern, seit dem 1. Februar 2011 ist er in gleicher Funktion am IRM in Zürich tätig. Dieses ist gerade 100-jährig geworden. Auch ist er an der dortigen Universität Ordentlicher Professor. Seit 2010 ist Thali zudem Präsident der Schweizerischen Fachgesellschaft für Rechtsmedizin. Zu seinem Privatleben äussert sich Thali aus beruflichen Gründen nicht öffentlich.

den «Leichenfächern». «Und wir galten früher als eher faul, als solche, die dem Stress des medizinischen Alltags nicht gewachsen sind oder nicht mit Patienten kommunizieren wollen. ‹Tote machen keinen Ärger›, hiess es jeweils.»

Virtuelle Autopsie

Michael Thali hat sich in seinem Fach – zusammen mit Kollegen – einen Namen mit bildgebenden Verfahren gemacht. Sein Hauptinteresse in der Forschung, so schreibt er selber, gelte «Virtopsy, der Anwendung von 3-D-Oberflächenscanning, Computertomographie und Magnetresonanz-Imaging, Angiographie, Biopsie sowie hochauflösenden bildgebenden Verfahren wie Micro-CT/-MRI in der klinischen und postmortalen Forensik». Im Gespräch übersetzt er: «Virtopsy ist eine nicht- oder minimal-invasive Dokumentations-Methode in der Forensik, die Körper, aber auch Ereignisorte und involvierte Gegenstände erfasst.»

Oder noch konkreter: Michael Thali hat massgeblich dazu beigetragen, dass in der Rechtsmedizin die digitale Technik das Skalpell immer mehr ersetzt. «Da kam uns zuerst einmal viel Widerstand entgegen», erinnert er sich, «wir waren eine junge Truppe, die Alternativen zur klassischen Autopsie präsentierte und damit die Autopsie als zentrale Untersuchungsmethode grundlegend in Frage stellte, so wurde auch ich in jener Zeit und diesem traditionellen Umfeld zum enfant terrible. An Kongressen wurden wir Ende der 90er Jahre zum Teil schärfstens attackiert.»

Heute ist Michael Thali knapp 45-jährig, bereits zum zweiten Mal Leiter eines medizinischen Instituts an einer Schweizer Universität und damit Chef von 150 Mitarbeitenden, Ordentlicher Professor und Executive MBA HSG. Mit anderen Worten: Dieser Mann hat schon einiges erreicht in seinem beruflichen Leben.

Neue Welle und alte Geschichte

Was noch, was jetzt, fragt sich da.

«Pharmacogenetik Imaging», antwortet der Spezialist, «genetische Konstellationen definieren, davon Wirkmechanismen ableiten und das Ganze bildlich sichtbar machen.» Illustration dazu: «Es gibt Leute, die beispielsweise Heroin oder Methadon konsumieren und rumfahren, als wäre nichts gewesen. Andere sind nach der gleichen Dosis des gleichen Stoffes tot.» Personalisierte Medizin in der Forensik, könnte man sagen. Das ist die Zukunft. Im Büchergestell hinter uns stehen drei Standardwerke, an denen Michael Thali beteiligt war. Sie repräsentieren die Gegenwart bzw. die nahe Vergangenheit.

Wir blättern in «The Virtopsy Approach» [1]. Irgendwo ist ein Schädel abgebildet bzw. eine rasierte Kopfschwarte mit zwei Verletzungen, daneben zwei mögliche Tatwerkzeuge, ein Radschlüssel und ein Hammer. Wir sind beim berühmten Fall Zwahlen – «er war massgeblich dafür verantwortlich, dass ich seinerzeit nicht Hausarzt oder Orthopäde wurde, sondern in der Rechtsmedizin hängenblieb». Im sogenannten «Mord von Kehrsatz» wurde der Ehemann in einem Indizienprozess 1987 zu einer lebenslangen Zuchthausstrafe verurteilt, 1993 wurde er in einem Revisionsprozess freigesprochen – nach dem Motto «Im Zweifel für den Angeklagten». Ein paar Jahre später wurde ein dritter Prozess angestrebt, Michael Thali war damals Assistent am IRM in Bern. Er war dabei, als man im Begriff war, die Fotogrammetrie, die bisher bei der Abklärung von Unfällen eingesetzt worden war, für die Rechtsmedizin nutzbar zu machen: «Wir haben diese Technik in den Makro- und Mikrobereich heruntergebrochen.» Der erwähnte dritte Zwahlen-Prozess kam nicht zustande. Und so

bleibt in diesem Fall nicht bloss die Frage offen, wer Christine Zwahlen ermordet hat, sondern auch, ob die virtuelle Autopsie und damit die damals neuen bildgebenden Verfahren in der Forensik den Täter oder die Täterin hätten überführen können.

Wichtig für Thali war bereits damals: «Wenn wieder so ein Fall auf uns zukommt, müssen und wollen wir dafür gewappnet sein.»

Hightech und Holzsärgen

An den technischen Hilfsmitteln jedenfalls soll's nicht liegen: Im Erdgeschoss des IRM-Gebäudes, dort also, wo die Leichenwagen jeweils vorfahren, wird gerade ein neuer Scanner-Roboter installiert. «Insgesamt steht hier Hightech im Wert von rund 5 Millionen Franken», sagt der Leiter des Instituts stolz. Der Besucher nimmt vor allem den sehr unangenehmen Geruch wahr, der durch die Türe vis-à-vis dringt. Auch ein Rechtsmediziner gewöhne sich nie daran, sagt Thali. Ein knapp zwei Wochen alter, fäulnisveränderter Leichnam wird obduziert. Vorher wurde er gescannt, wie alle toten Körper, die hier angeliefert werden. Ein paar Schritte also, und wir haben den ganzen Weg von der modernen Rechtsmedizin in die Welt der Tradition, und damit auch der Klischees zurückgelegt.

Der Boden ist nach gründlicher Reinigung noch feucht, auf dem stählernen Obduktionstisch liegen Messer und Skalpell, in der Ecke eine kleine Trennscheibe – «zum Öffnen eines Schädels». Der Tisch ist leicht nach hinten geneigt, damit austretende Flüssigkeiten abfließen können. Die Wände sind lindengrün, trotzdem setzt sich der Gedanke an einen Schlachthof beim Besucher fest wie der eklige Geruch der Verwesung.

Im Raum nebenan stehen an einer Tafel, diskret abgedeckt, die Namen derjenigen, die in den insgesamt rund 20 Kühlschubladen liegen. Ein Mann – im Fachjargon «Präparator» – macht hinter einem der Namen ein rotes Kreuz: «Diese Leiche ist jetzt freigegeben.» Wer weiss: Vielleicht taucht ihr Name oder ihre traurige Geschichte morgen in den Boulevard-Medien auf.

Im Raum nebenan (welcher Kontrast zu den teuren Maschinen auf der anderen Seite des Ganges!) ein paar einfache Holzsärgen. Ein Zwischenlager der Bestatter.

Im Büro des Chefs scheint die Sonne.

Er selber ist braungebrannt. Eben erst war er in Portugal in den Ferien.

Wieder draussen die spielenden Kinder und die spazierenden Mütter.

Sie haben nach dieser Begegnung eine völlig andere Bedeutung.

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im September schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Joaquina Maria Lopes da Costa, Mitarbeiterin Spezialreinigung am Inselspital Bern.

1 Thali J, Dirnhöfer R, Vock P. The Virtopsy Approach. Taylor & Francis Group; 2009.